
42 Illustrirtes Sonntagsblatt. 1895
Zur Unterhaltung am häuslichen Herd.
Gratis-Beilage zur Thorner Zeitung.
Verlag von Ernst Lambeck in Thorn.

Ein unscheinbarer Fund.

Originalroman von K. Labacher.

(Fortsetzung.)

Der Untersuchungsrichter befragte den Hausmeister, wer gestern abend bei Frau Lambert aus- und eingegangen sei.

„Genau kann ich das nicht sagen!“ lautete die Antwort. „Die Fenster meiner Wohnung gehen in den zweiten Hof. Mein Gott, ich schau' ja öfter nach, wer hinauf- und heruntergeht über die Stiegen, wenn ich gerad' nichts anderes zu thun hab'. Aber eigentlich Wache stehen, das wär' ich nicht im stand'. Ich hab' die Frau Behring hinaufgeh'n geseh'n mit einem Herrn, den mir die Nike früher einmal als Frau Lamberts Mann gezeigt hat. Weiter weiß ich von gar nichts!“

„Sie erinnern sich vielleicht, wann das war, um wieviel Uhr?“

„Ganz gewiß, ziemlich lang vor zehn, denn es hat noch eine Weil' gedauert bis zur Thorsperre!“

„Haben Sie den Herrn mit Frau Behring wieder über die Stiege herabkommen gesehen?“

„Nur die Frau Behring. Der Herr ist oben geblieben!“

„Wie lange?“

„Das weiß ich nicht — ich hab' mich nicht darum gekümmert!“

„Sie haben also den Herrn nicht wieder fortgehen gesehen?“

„Nein!“

„Wann sperren Sie das Thor zu und löschen die Gasflammen in den Hausgängen?“

„Punkt zehn!“

„Wie viel Parteien wohnen mit der Frau Lambert auf einem Gang?“

„Nur eine — die ist aber gerade jetzt verreist nach Italien, wegen einer brustkranken Tochter!“

„Sie haben gar kein ungewöhnliches, auffallendes Geräusch in dieser Nacht gehört?“

„Nein, gar nichts. Ich war bis nach zwölf Uhr wach. Seit meine Frau gestorben ist, kann ich nicht mehr gut schlafen!“

„Ist heute nacht die Hausglocke geläutet worden, haben Sie irgend jemanden aufmachen müssen?“

„Nein, Herr! Wir haben nicht viele und lauter ruhige Parteien, die Hausfrau hält was darauf. Es kommt nicht oft vor, daß ich aufgestört werd' in der Nacht!“

„Wer wohnt im ersten Stockwerk, unter Frau Lambert?“

„Ein Bahninspektor mit seiner Familie!“

„Sie haben auch gestern abend wie gewöhnlich die Gasflammen ausgelöscht?“ sprang der Beamte auf ein anderes Thema über.

Ein sekundenlanges Zögern des Hausmeisters ließ ihn diesen aufmerksam betrachten.

„Warum antworten Sie nicht?“

„Weil ich nachgedacht hab', ob ich wirklich ganz pünktlich war. Mein Gott, man verspätet sich doch auch einmal um ein paar Minuten. Aber gestern war's gerade zehn Uhr!“

„Erinnern Sie sich vielleicht, ob Frau Lamberts Wohnungsthüre geschlossen war, als Sie das Licht auf dem Gange auslöschten?“

„Ich kann's nicht sagen, hab' nicht extra hingeschaut, die Thür liegt etwas abseits. Sie fällt einem nicht von selber in die Augen.“

Auch dieser Zeuge wurde entlassen. Hierauf erschienen nach und nach alle übrigen Hausbewohner, ohne durch ihre Angaben irgend einen Lichtstrahl auf den düstern, rätselvollen Vorfall zu werfen.

Der Untersuchungsrichter erwartete nun mit großer Spannung Herrn Lamberts Ankunft. — Er kam gegen halb elf Uhr, von einem Polizeibeamten in Civil begleitet, der ihn vor seiner Kanzlei erwartet und ihm die Unglücksbotschaft mitgeteilt hatte. Seine tiefe Gemütserschütterung verriet sich in seiner fahlen Bläße, seinem unsicheren Schritte. Er bat dringend, sogleich zu seiner Frau geführt zu werden.

Der Untersuchungsrichter willfahrte nach kurzem Besinnen diesem Begehren. Er selber geleitete den Verstörten und Schwererregten hinein in das verdunkelte Schlafzimmer. An der Schwelle flüsterte er ihm noch warnend ins Ohr: „Ruhe und Stille, sonst müssen Sie sich augenblicklich wieder entfernen, denn Sie gehen zu einer mit dem Tode Ringenden!“

Rudolf Lambert gab nur durch ein halberstricktes Aufstöhnen Antwort. Mit der Räumlichkeit unbekannt, tastete er sich langsam vorwärts



Ansicht von Sigmaringen. (Mit Text.)

bis zum schneeweiß leuchtenden Lager seiner Gattin. Nach und nach gewöhnten sich seine Augen an die hier herrschende tiefe Dämmerung. Er unterschied die Umrisse einer starr hingestreckten, verhüllten Gestalt, er sah eine fieberzuckende Hand über den Bettrand herabgleiten, zwei weitgeöffnete, in wildem Delirium funkelnde Augen hafteten sich fest und fragend auf ihn.

Unendlicher Schmerz überwältigte ihn. Er fühlte, ohne es hindern zu können, wie ihm Thräne um Thräne aus den Augen drang.

„Marianne!“ sagte er scheu und leise. „O meine liebe, teure Marianne! Welch ein Wiedersehen nach dem gestrigen Abend, nach dem erneuten Bund unserer Liebe!“

Sie, mit den schönen, durchsichtig klaren Pupillen, sah ihm noch immer unverwandt ins Gesicht. Doch sie erkannte ihn nicht.

Er vermochte nicht länger an sich zu halten. Stürmisch ergriff er ihre Rechte und preßte dieselbe unter lautem Aufschluchzen an seine Lippen.

Die Kranke begann unruhig zu werden.

„Sie müssen das Zimmer verlassen, Herr Lambert!“ ordnete der Arzt an, aus dem Schatten der Bettvorhänge hervortretend. „Ihre Gegenwart scheint die Verwundete aufzuregen —“

„Bitte, folgen Sie mir ins nächste Gemach!“ setzte der Untersuchungsrichter mit strenger Miene hinzu.

Rudolf Lambert riß sich, nach einem letzten, schmerzvollen Blicke, von seiner unglücklichen Gattin los.

„Ist Gefahr vorhanden?“ fragte er mit bebender Stimme den Doktor.

Dieser nickte bedeutsam, legte aber zugleich den Finger an die Lippen, Schweigen gebietend. Traurig gesenkten Hauptes folgte Lambert dem Polizeibeamten ins Wohnzimmer.

„Sie leben also getrennt von Ihrer Gattin?“ fragte der letztere ernsten Tones. „Frau Behring hat mir von einer Aussöhnung berichtet, welche gestern zwischen Ihnen und Ihrer Gattin stattgefunden haben soll. Bitte, erzählen Sie mir Genaueres über diese Thatsache!“

„Ich weiß zwar nicht, inwiefern Sie meine intimen Familienverhältnisse interessieren können!“ erwiderte Rudolf Lambert mit Ruhe. „Doch wenn Sie es wünschen — es ist nichts daran zu verhehlen. Meine Frau, die ich gestern abend — ich gestehe es — gegen ihren Willen besucht habe, sah schließlich ein, daß wir einander doch viel zu lieb hatten, um uns für immer zu trennen. Sie willigte mit Freuden in den Widerruf der Scheidungsklage. Wenn die Arme aus ihrer Bewußtlosigkeit erwacht, wird sie Ihnen genau meine Angaben wiederholen!“

„Wir wollen hoffen, Herr Lambert, daß Ihre Gattin überhaupt die nächsten Stunden überlebt. Die beiden sie behandelnden Aerzte können nicht garantieren dafür. Die tiefe Stichwunde in ihrer Brust hat den linken Lungenflügel in Mitleidenschaft gezogen. Ueberdies ist eine schwere Gehirnerschütterung zu befürchten, da sie mit einem stumpfen Instrumente einen Schlag auf den Kopf bekommen haben muß. Sie sehen, der Fall ist beinahe hoffnungslos. Ich beklage das umsomehr, da die Verwundete allein uns über das an ihr verübte Verbrechen Auskunft geben könnte. Haben Sie gar keinen Argwohn, wer der Thäter gewesen sein mag, Herr Lambert?“

„Nein — absolut gar keinen! Hat man irgend eine Gewißheit, ob es auf einen Raub abgesehen war bei meiner armen Marianne?“

Der Untersuchungsrichter erwiderte ohne Zaudern: „Dieser Beweggrund scheint völlig ausgeschlossen. Alle Schränke und Kommoden sowie der Schreibtisch befanden sich in vollständigster Ordnung; der letztere enthielt eine nicht ganz unbedeutende Geldsumme und einige Schmucksachen. An dem Hals der unglücklichen Frau hängt noch jetzt eine schwere goldene Kette —“

„Mit daran befestigtem, brillantenbesetzten Medaillon!“ rief Lambert dazwischen.

„Nein, davon habe ich nichts bemerkt. Wird sich wohl unter dem übrigen Schmucke befinden. Ich wollte nur klarlegen, daß ein Raub nicht beabsichtigt und vollzogen worden ist. Frau Lambert muß einer persönlichen Gehässigkeit zum Opfer gefallen sein. Haben Sie auch keine Ahnung, wer Frau Lamberts Feind gewesen sein kann?“

„Nicht die geringste! Meine Frau besitzt einen sehr ernsten, beinahe verschlossenen Charakter. Bei ihrer Herzensgüte und Gerechtigkeitsliebe kann sich aber dennoch gewiß niemand über sie zu beklagen gehabt haben!“

Mit einem zweideutigen Lächeln warf der Beamte dazwischen: „Und Sie selber, Herr Lambert, der Sie sich von ihr scheiden lassen wollten?“

„O, das ist etwas ganz anderes! Wir sind zwei allzu gleichartige Naturen, beide mit starkem Willen, einer bedeutenden Dosis Eigensinn und einer übermäßigen Freiheitsliebe begabt. Weder sie noch ich, keines von beiden, wollte sich unterordnen. Eheleute zanken sich oft durch ihr ganzes Leben hindurch. Wir wurden bald müde und ungeduldig und griffen zu einem radikalen Friedensstifter, zur Trennung —“

„Trotz des Daseins Ihrer kleinen Tochter, die Sie beide zu gegenseitiger Duldung hätte stimmen sollen?“ fragte der Beamte.

„Eben wegen des Kindes mußte der ewige Streit der Eltern ein Ende nehmen. Kurz — wir beschlossen die Scheidung. Ich bereute jedoch meine Härte, hoffte bei ihr auf Einsicht und Milde, drängte mich an sie und erreichte es wirklich, daß sie einwilligte, wieder in mein Haus zurückzukehren!“

Der Beamte sah eifrig in seine Papiere.

„Das war der einzige Grund für die beabsichtigte Scheidung, Herr Lambert?“

„Der einzige! Meine Frau hat mir in nichts sonst Grund zur Unzufriedenheit gegeben — noch hatte sie wohl ein Recht, sich über mich zu beklagen.“

„In welchen Beziehungen stehen Sie zu Frau Behring?“

„Sie ist meine Cousine. Ich achte und schätze sie als ein gutes, aufrichtiges, harmloses Wesen!“

„Frau Behring behauptet, daß Sie Ihnen behilflich war bei Ihren Aussöhnungsversuchen mit Ihrer Frau!“

„Das ist die volle Wahrheit. Adelen allein verdanke ich es, daß ich gestern bis zu meiner Frau zu dringen vermochte!“

„Es ist seltsam, daß gerade unmittelbar nach Ihrem Besuche Frau Lambert verwundet worden ist!“ murmelte der Beamte, während er den verschleierten Blick forschend auf seinem Gegenüber ruhen ließ.

„Seltsam?“ wiederholte Rudolf Lambert mit einer großen, erstaunten Frage in Blick und Ton. Ich bitte mir zu erklären, was Sie damit meinen!“

„Die Aerzte sagen nach der Beschaffenheit der Wunde aus, daß Frau Lambert schon viele Stunden vor ihrer Auffindung, gewiß noch am vorhergehenden Abend verletzt worden sein muß. Sie, Herr Lambert, haben also, um es so zu bezeichnen, dem Mörder gewissermaßen die Thüre in die Hand gegeben. Wie und wo verließen Sie Ihre Gattin?“

„In vollständigster Uebereinstimmung mit mir. Sie küßte mich herzlich zum Abschied und sah mir von der Schwelle ihrer Wohnung aus nach, wie ich über die Treppe hinabging!“

„Sie leuchtete Ihnen dabei?“ fragte der Beamte rasch.

„Nein — es brannte noch das Gas auf dem Hausgang. Es kam eben ein Mann herauf, um es auszulöschen. Ich begegnete ihm auf der unteren Treppe!“

„Das war der Hausmeister. Und doch erinnert er sich nicht, Sie herabgehen gesehen zu haben!“

„Er achtete wohl nicht auf mich. Mir fiel er auch nur wegen seines langen, tiefschwarzen Bartes auf!“

„Sie irren sich wohl, Herr Lambert! Der Hausmeister hat keinen Bart. Und hätte er auch einen, so müßte derselbe schneeweiß sein!“

„Ich kenne den Hausmeister dieses Hauses nicht! Aber der Mann, dem ich begegnete, hatte einen langen, schwarzen Bart!“

Der Richter klingelte und befahl dem eintretenden Polizeidiener, den Hausmeister heraufzuholen. Der Alte kam bald darauf mit einer mürrischen, unzufriedenen Miene.

„Ich habe schon alles gesagt. Ich weiß gar nichts mehr, ich hab's ja gewußt, daß es Fragen und Unbequemlichkeiten ohne Ende geben wird für unsereins bei dem Unglück!“

„Mann, Sie haben nur zu antworten, nicht zu räsonnieren!“ fuhr der Beamte auf. „Kennen Sie diesen Herrn?“

Ein mürrischer, flüchtiger Blick traf Lambert, der erschöpft auf einen Stuhl gesunken war.

„Das ist der Herr, der gestern mit Frau Behring hinaufging. Frau — Frau Lamberts Ehemann, wie mir die Rike gesagt hat!“

„Ganz richtig! Er behauptet, beim Herabgehen einem Manne mit langem, schwarzen Barte begegnet zu sein, der hinaufging, die Gasflammen auszulöschen!“

„Kann nicht sein!“ brummte der Alte. „Das Geschäft verricht' ich immer selber!“

„Sie leugnen also die Möglichkeit, daß ein anderer als Sie über die Treppe hinaufgegangen sein kann?“

„Was weiß ich darüber, Herr Richter? Ich kann nur sagen, daß die Gasflammen ich ausgelöscht hab'!“

Der Hausmeister blieb bei seiner Aussage und auch Herr Lambert ging nicht ab von dem zuerst erteilten Berichte. Der Untersuchungsrichter machte sich einige Notizen in sein Buch und entließ hierauf die beiden mit dem Bedeuten, sich gegen drei Uhr nachmittags in seiner Kanzlei zu weiterer Vernehmung einzufinden.

„Darf ich meine Frau noch einmal sehen?“ fragte Lambert und wieder stiegen ihm gegen seinen Willen heiße Thränen in die Augen.

„Ist nicht zulässig!“ wurde ihm erwidert.

„Aber mein Kind darf ich doch sehen und mit mir nehmen?“

„Das ist Ihnen unverwehrt. Die Kleine befindet sich bei der im ersten Stockwerk wohnenden Familie!“

Unverzüglich begab sich Herr Lambert dorthin. Er traf seine Cousine Adele. Sie legte ihm das bei seinem Anblicke freudig jauchzende Gretchen in die Arme und stammelte unter konvulsivischem Aufschluchzen: „Ach, Rudolf, was ist das für ein trauriges Ende unseres Mühens und Hoffens?“

5.

Adelens heiße, innige Bitten, ihre todkranke Freundin pflegen zu dürfen, waren von dem Untersuchungsrichter kurz, beinahe barsch zurückgewiesen worden. „Frau Lambert sei in den Händen ihrer beiden bezahlten Wärterinnen gut aufgehoben“, hieß es. „Wenn es gelang, sie zu erretten, wenn sie ihr Bewußtsein wieder erlangte, würde sie dann schon die Personen bezeichnen, die sie um sich haben wollte. Sie vorher einer möglichen Aufregung auszusetzen, wäre unklug und nutzlos.“

Damit mußte sich Adele zufrieden geben. Sie hatte nicht einmal den Trost, Gretchen, so oft als sie's gewünscht hätte, sehen zu können. Herr Lambert hatte das Kind zu sich genommen und hielt ihm eine bewährte Bonne. Des eingetretenen heftigen Winterfrostes wegen durfte die Kleine nur selten das Haus verlassen. Adelen aber verbot die Schicklichkeit, die Wohnung ihres Vetters zu betreten, in welcher die Herrin nicht mehr schaltete und waltete. So blieb sie einsam ihrem Grübeln überlassen, „wer wohl die Gewaltthat an Marianne verübt haben konnte?“ Oder sie hatte bei Gericht zu thun in endlosen Verhören, deren Zweck und Ziel sie nimmer begriff, die ihr eine unbestimmte Pein und Unruhe verursachten, weil sie's unwillkürlich empfand, daß ihr die Beamten nicht gut gesinnt waren, sie zu Widersprüchen zu verleiten suchten. Sie hatte aus allen den an sie gestellten Fragen erraten können, daß man Verdacht hegte gegen — Mariannens Gatten. Und sie selber — sie selber hatte sich schon bei dem entsetzlichen Gedanken ertappt: „Wie, wenn Rudolf mit seiner Frau in erbitterten Streit geraten wäre und im Zorn“ — das unselige Messer war dort gleich bei der Hand auf dem Tisch gelegen, neben dem Kuchen, den sie Marianne geschickt hatte. Rudolf besaß, sie kannte ihn ja von Kindheit an, ein ruhiges, schwer zu reizendes Temperament. Geriet er aber einmal in Zorn, dann kannte er sich selber nicht mehr und war unberechenbar in seinen Handlungen.

Adelen verwirrten sich die Gedanken. Ihren Cousin Rudolf beargwöhnen, den lieben Gefährten ihrer Kindheit, das heimlich angebetete Idol ihrer ersten Mädchenjahre! — Nein, es war zu abscheulich, zu unnatürlich, zu widersinnig. Sie verachtete sich selber.

Nicht mindere Pein und Unruhe erfüllte Lamberts arbeitsvolle Tage und nun häufig gänzlich schlummerlose Nächte. Er bangte und zitterte um sein kaum zurückgewonnenes und nun schwer mit dem Tode ringendes junges Weib. Und dabei war's ihm versagt, an ihrem Lager zu wachen, Furcht oder Hoffnung aus ihrem Anblick zu schöpfen, ihr alle die kleinen, ohnmächtigen aber doch tröstenden und beruhigenden Dienste zu leisten, die uns Angst und Sorge um geliebte, leidende Menschen ertragen helfen. Er mußte sich mit den kargen Nachrichten begnügen, welche ihm hin und wieder der alte Hausarzt gab.

Und auch er hatte jene endlosen Verhöre, welche Adelens Schrecken und Alpdruck waren, zu bestehen. Auch er fühlte, daß ihm die Untersuchungsbeamten nicht wohlwollten, daß sie ihn in unüberlegte Antworten zu verstricken suchten durch plötzliche, verfängliche Fragen. Er hatte sich schon einige Male über dem entrüsteten Gedanken ertappt: „Ja, hegt man denn am Ende gar einen Verdacht gegen mich, daß ich selber meine Frau mörderisch angefallen haben könnte?“ Aber zu absurd und unsinnig, zu lächerlich war ihm diese Voraussetzung erschienen. Er, der sich den Ruf unbefleckter, unbezweifelbarer Rechtlichkeit errungen, der so hohe, öffentliche Achtung genoß, eine so bevorzugte Stellung in der Gesellschaft einnahm. Nein, es war Widersinn, die Möglichkeit, daß man ihn beargwöhne, auch nur in Betracht zu ziehen.

Während dieser Wochen vorwärtstastender Untersuchung, rasch aufgetauchter und ebenso jäh wieder verschwundener Verdachtsgründe, rastloser Anstrengungen, die Wahrheit an den Tag zu bringen, welche die Gemüter der mit der Aufklärung des Verbrechens betrauten Beamten zu fieberhafter Erregung steigerten, lag Frau Lambert, unkundig und unbekümmert aller irdischen Angelegenheiten, von phantastischen Fieberträumen dicht umsponnen, auf ihrem Schmerzensbette.

Der Untersuchungsrichter wartete von Tag zu Tag, daß ein lichter Augenblick eintreten und ihm gestatten würde, die notwendigsten Fragen an sie zu stellen. Von ihr allein war ja Auskunft zu hoffen über jenen, der sie überfallen und verwundet hatte. Aber die blauen, tiefen Augen des jungen Weibes blickten immer noch starr und verworren, und aus dem blassen Munde klangen unaufhörlich zusammenhanglose, schreckensvolle Reden, die keinen Anhaltspunkt für irgend eine Vermutung gewährten. Man mußte geduldig harren, ob sie die Fähigkeit, zu sagen, was sie wußte, wieder zurückgewinnen, oder ob sie ihr Geheimnis mit hinunternehmen würde in den Schoß der Erde. Der Untersuchungsrichter hatte seinen starken Verdacht — nun ja — aber er wagte doch nicht offen vorzugehen, ohne wirkliche Beweise gegen einen in der Gesellschaft hochgehaltenen Mann.

Endlich, endlich — es war nahe an Weihnachten — konnten die Aerzte erklären, daß sie die dringendste Lebensgefahr für Frau Lambert beseitigt hofften, daß dieselbe binnen wenigen Tagen, oder vielleicht auch nur Stunden das volle, klare Bewußtsein zurückerhalten würde. Der Untersuchungsrichter gab Auftrag, ihn sogleich zu benachrichtigen, wenn Frau Lambert auf an sie gestellte Fragen zu antworten vermochte. Dieser Fall trat am zweiundzwanzigsten Dezember gegen Abend ein. Beide Aerzte waren eben zur zweiten Visite anwesend; sie ließen eiligst den Untersuchungsrichter holen, als die Kranke mit allen Zeichen wiedergekehrter Geistesklarheit den Wunsch äußerte, man möchte die Fenster öffnen und Licht und Luft hereinlassen.

Dann fragte sie nach ihrem Kinde.

„Es ist bei seinem Vater!“ beeilte sich der alte Hausarzt sie zu beruhigen.

Sie sah ihn mit großen, verwunderten Augen an. „Bei seinem Vater? Es ist doch mir zugesprochen worden, weil es ein Mädchen ist!“

„Sollen wir Gretchen holen lassen. Wünschen Sie die Kleine zu sehen, Frau Lambert?“

„Nein — es hat Zeit. Ich fühle mich schwach. Ich bin wohl schwer krank?“

„Nur gewesen, Frau Lambert. Sie befinden sich jetzt glücklich auf dem Wege der Genesung. Freilich hätte es schlimm ausfallen können. Die Wunde schien anfangs tödlich. Und die Gehirnerschütterung —“

„Die Wunde?“ unterbrach sie den Arzt beinahe lebhaft. „Ich bin verwundet worden?“

„Gewiß! Von einem noch unbekannten Uebelthäter. Da kommt eben der Herr Untersuchungsrichter. Suchen Sie recht ruhig zu bleiben bei seinen Fragen. Suchen Sie sich mit Selbstbeherrschung zu wappnen gegen Ihre schreckvollen Erinnerungen!“

Der Kriminalbeamte trat hastig an Frau Lamberts Lager. Jetzt endlich sollte er ja erfahren, ob er mit seinem Argwohn, mit seinen Vermutungen sich auf dem richtigen Wege befand.

„Nun, da wären wir ja doch einmal soweit, mein liebes Frauchen, daß wir ein vernünftiges Wörtchen miteinander reden können!“ begann er scherzhaft, um sie nicht vom Anfang an zu beunruhigen und aufzuregen durch sein Ausforschen. „Sie haben uns lange genug in der brennenden Neugierde gelassen, wer Sie so traurig zugerichtet hat!“

Sie strich sich mit der wachsbleichen, schwachen Hand mehrmals langsam über die Stirne. „Wer? Wer? Ich weiß es nicht. Ich weiß nichts. Man hat mir also absichtlich Leid zugefügt?“

„Sie erinnern sich also nicht des Abends, an welchem Sie verwundet wurden?“ fragte der Untersuchungsrichter. „Es war Ihr Geburtsfest —“

„Mein Geburtsfest?“ gab sie sinnend zurück. „An jenem Tage also wurde ich verwundet?“

„Ja. Und erinnern Sie sich nicht, daß an jenem Abend Frau Behring zu Ihnen kam und später Ihr Gatte?“

Wieder fuhr sie mit der Hand über ihre Stirne; es war dieselbe peinvolle, ungeduldige Gebärde wie vorhin. „Mein Gatte — was hatte mein Gatte bei mir zu thun? Mein Gott, haben denn die Gerichte ihr letztes Wort noch nicht gesprochen? Soll die Qual kein Ende nehmen?“

„Sie verabscheuen Ihren Gatten, Frau Lambert?“ fragte der Beamte lauernden Blickes.

Alles Blut, das noch übrig geblieben war in dem geschwächten, erschöpften Körper der jungen Frau, schien jäh und heißwallend nach ihrem schönen Gesichte hinaufzusteigen. Beinahe mädchenhaft verlegen schloß sie ihre Augen, um den durchdringenden Blicken des über sie hingebeugten Beamten auszuweichen.

„Wer sind Sie, daß Sie mich um solche Dinge fragen dürfen?“

„Ein Beamter des Gerichtes, welches die an Ihnen begangene Gewaltthat bestrafen will, Frau Lambert. Sie sind mir die vollste Aufrichtigkeit schuldig!“

„Ich kann nicht lügen!“ flüsterte die junge Frau. „Nein — ich verabscheue ihn nicht. Wir haben uns einfach nicht vertragen. Und deshalb —“

Sie stockte, wie von einem Gedanken überrascht. „Sie sagen, daß er an meinem Geburtsfeste bei mir gewesen ist. Und gerade an jenem Abend bin ich verwundet worden? Seltsam! Was wollte er bei mir?“

„Er behauptet, sich mit Ihnen versöhnt, Sie zum Widerruf der Trennung von ihm bewogen zu haben —“

„Ich kann mich nicht erinnern! Mein Gott, es ist seltsam, daß ich gar nichts, gar nichts weiß von jenem Abend!“ sagte Frau Lambert ganz leise, während sie den Kopf unruhig auf den Kissen hin und her warf.

Die Aerzte rieten, heute keine Frage mehr an sie zu stellen. Der Beamte wollte aber nur eines noch von ihr erkunden.

„Sie wissen also wirklich nicht, wer das Kuchenmesser von Ihrem Tische genommen und Sie damit verwundet hat?“

„Nein — nein!“ schrie sie beinahe auf. „Und — und — ich mag's auch nicht erfahren!“

Sie blickte so ängstlich und erregt um sich, daß der Beamte abstehen mußte von jedem weiteren Befragen. Die Aerzte ordneten der Krankenwärterin die Bereitung eines beruhigenden Trankes an und entfernten sich gleichzeitig mit dem Untersuchungsrichter.

Frau Lambert lag eine Weile stille — nur ihr unregelmäßiges Atemholen verriet, daß es noch Sturm und Aufregung gab in ihrer kaum aus langem Betäubungsschlafe erwachten Seele. Sie sann und sann — doch es wollte nicht klar und hell werden in ihr. Der Schleier ließ sich nicht wegziehen, der ihr die nächste Vergangenheit verhüllte. Plötzlich fuhr sie jäh aus ihrem schweren Hinbrüten auf: „Ich will mit Adele — mit Frau Behring sprechen. Rike soll gehen, sie zu holen!“

Man willfahrte ihrem Wunsch.

Adele war beinahe täglich in die Lambert'sche Wohnung gekommen, aber stets von der Wärterin mit dem Bedeuten zurückgewiesen worden, daß die Kranke noch nicht im stande sei, einen Besuch zu empfangen. Als sie nun endlich die Botschaft empfing, Marianne wünsche sie zu sprechen, da lief sie mehr als sie ging zu der geliebten Freundin.

Atemlos sank sie am Bette Mariannens in die Kniee.

„Du lebst — Du bist gerettet!“ stammelte sie, überwältigt durch ihre innere Bewegung und doch sich zu beherrschen suchend, um die kaum dem frühen Ende Entronnene nicht in eine schädliche Aufregung zu versetzen. Zärtlich strich sie über Mariannens Wangen, küßte ihr die abgemagerten Hände und weinte dabei unablässig wie ein Kind.

Frau Lambert schob sie endlich mit einer leichten Handbewegung von sich und sah ihr lange und befremdend scharf in die thränenverschleierten Augen. Sie schickte die Wärterin aus dem Zimmer. Dann fragte sie unvermittelt: „Wer hat es mir angethan — wer hat mich aus dieser Welt schaffen wollen? Weißt Du es nicht, Adele?“

Ein leiser Aufschrei, ein erschrockenes Zurückzucken war der jungen Witwe allererste Antwort. Starr, mit furchtsam erweiterten Pupillen blickte sie auf die Kranke.

„Du — Du fragst mich?“ stieß sie endlich mit Anstrengung und rauher Stimme hervor. „Und ich kam zu Dir in der Zuversicht, die Wahrheit aus Deinem Mund zu hören, erlöst zu werden von —“

„Von was?“ fragte Marianne, begierig den Kopf hebend, als Adele erschreckt stockte.

Adele sammelte und beherrschte sich. Was war sie auszuplaudern, zu verraten im Begriff gewesen, von ihren geheimsten Gedanken und Aengsten? Nein — fest aufeinandergepreßt die Zähne, daß kein Laut, keine — Lästerung durchschlüpfen und irgend ein Menschenohr erreichen konnte.

„Ich meinte nur, daß ich von Dir Aufschluß erwartete über das an Dir begangene Verbrechen!“ erklärte sie tief und hastig atmend. „Wir alle fragen uns ja seit Wochen vergeblich, wer bei Dir eingedrungen sein kann und —“

„Auch Rudolf fragt sich das?“ unterbrach Marianne mit völlig ruhiger Stimme. —

Und dennoch fuhr Adele wie von einem Wetterstrahle getroffen zusammen. Die Freundinnen starrten sich an, furchtsam und fragend, als hätte sich ein Abgrund jäh vor ihnen aufgethan. Schweigen herrschte durch qualvolle, ungezählte Sekunden.

Dann ein scheues, kaum vernehmbares Fragen von Adelens Munde: „Du klagst ihn also an, Marianne?“

„Ihn anklagen. Nein! Denn mein Kopf verwirrt sich, wenn ich mich jenes Abends entsinnen will. Aber war er nicht bei mir, wie er selber gesteht —“

Adele unterbrach sie mit Ungestüm: „Oh, es ist ja nicht möglich, Marianne! Sammle Deine Erinnerungen, er kann es nicht gewesen sein. Er, der Gute, der Großmütige, der Edle!“

Adele legte unbewußt alle die heiße Jugendschwärmerei, die sie so lange heimlich für ihren Vetter genährt, in den Ton, mit dem sie ihn gegen den ungeheuren Verdacht zu verteidigen suchte. Ihre Augen glänzten von Begeisterung, ihre Wangen glühten.

Frau Lambert sah sie, überrascht aufblickend, mit einem seltsamen, durchdringenden Ausdruck an.

„Setze Dich dorthin auf den Stuhl neben dem Bette, Adele! Erzähle mir, soviel Du weißt von jenem Abend. Aber höre mich wohl — alles, jedes Wort, das zwischen uns beiden gewechselt wurde!“

Ohne Zögern willfahrte die junge Witwe diesem Wunsche. Mit ziemlicher Genauigkeit wiederholte sie, was sie bei ihrem späten Besuche an jenem verhängnisvollen Abend zu der Freundin über Rudolf Lambert gesagt und was diese darauf erwidert hatte. Auch auf das Geständnis ihrer Jugendneigung für Lambert kam sie zu sprechen und Marianne verweilte mit einer gewissen Beharrlichkeit bei diesem Punkte. Zuletzt berichtete sie, wie sie Gretchen zu Bette gebracht und dann die Wohnung verlassen habe.

„Und hierauf?“ fragte Marianne, sie unausgesetzt scharf beobachtend.

„Ich traf unten auf der Straße Deinen Gatten!“ fuhr Adele zu erzählen fort. „Wir gingen in der dunklen Straße hin und wieder, bis in Rikes Dachkammer Licht erschien. Nun wußten wir, daß Du allein warst. Wir gingen zu Dir hinauf, ich zog die Glocke, Du fragtest durch das kleine Gitter, wer draußen sei — ich gab mich zu erkennen, gab an, ich hätte etwas bei Dir vergessen. Und als Du hierauf die Thüre öffnetest, schob ich Rudolf zu Dir in die Wohnung, während ich selber rasch davoneilte. Mehr — was noch weiter folgte, das — das weiß ich Dir nicht zu sagen —“



Vor der Sennhütte. Origialzeichnung von E. Ravel. (Mit Text.)

„Und wäre auch vielleicht nicht nötig!“ murmelte Marianne mit schmerzlicher Ironie. „Ich glaube alles zu durchschauen, alles!“

Ein leiser Aufschrei entfuhr Adelens Lippen. „O, Marianne, ich beschwöre Dich, denke das Schreckliche nicht von ihm. Kennst Du ihn denn nicht besser? Welcher Dämon müßte von ihm Besitz genommen haben, um ihn zu einer solchen That zu treiben!“

Adele, die nun wieder fest an die Unschuld ihres Vetters glaubte, seit sie dieselbe vor einem anderen in Schutz zu nehmen hatte, ergriff unter ängstlichem Weinen der kranken Freundin beide Hände. Diese aber machte sich so heftig, als es ihre Schwäche erlaubte, von der schmeichelnden Berührung los, indem sie mit Bitterkeit ausrief: „Hast Du mir nicht eben selbst eingestanden, daß Du Rudolf geliebt hast, beinah' von Deiner Kindheit an? Ich glaube jetzt zu verstehen — die Scheidung war euch nicht genug — ihr wolltet gänzlich, durch den Tod von mir befreit sein. Schade für euch, der Streich gelang euch nicht völlig —“

Eine jäh hingestreckte, in Nervenkrämpfen zuckende Gestalt lag neben dem Bette auf dem Boden. Frau Lambert sagte laut und scharf über dieselbe hin: „Sei ohne Sorgen, ich werde euch nicht verraten. Er ist ja der Vater meines Kindes!“

Dann riß sie an dem neben ihr an der Wand herabhängenden Glockenzug, um die Wärterin zu Adelens Beistand herbeizurufen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Dichterwitwe.

Novellette von F. v. Kapff-Essenther. (Schluß.)

Schon der nächste Tag sollte seine Zweifel lösen. — Das Dampfschiff kam von Swinemünde. Er ging dem Menschenstrom aus und aßen Kuchen miteinander. — Das war offenbar eine Familie — sie hatte ihn einfach zum Besten gehabt. Und warum? Und warum?

Er wollte vorbeieilen — das Blut stieg ihm vor Schmerz und Aerger zu Kopfe. Aber sie winkte ihm lachend. Nun zog er den Hut und wappnete sich mit Ironie.



Ihr Lieblingslied. Nach dem Originalgemälde von K. Gebhardt. (Mit Text.)
(Photographie im Verlage von Franz Hanfstängl, A.-G. in München.)

dem Wege. Als er indessen eine Stunde später an der großen Veranda des Restaurants vorüberkam, glaubte er zu träumen: Da saß Frau Schubert mit einem Herrn in ganz vertraulicher Weise. Der Mann hatte eine kleine Glatze . . . Zwischen beiden saß ein hübscher Junge von sieben bis acht Jahren, der eben Frau Schubert küßte . . . Sie tranken Kaffee

„Mein Mann weiß alles!“ rief sie ihm entgegen, „er ist an solche Streiche bei mir gewöhnt. Ich war nur als Quartiermacherin vorausgeschickt worden . . . Sind Sie mir sehr böse?“

„O ich bitte, gnädige Frau! Auch ich habe die Sache nur als Streich aufgefaßt,“ log er, obgleich ihm gar nicht danach zu Mute war. „Sie

haben übrigens die „Dichterwitwe" ganz reizend gespielt. Ich vermute, daß Sie den verstorbenen Dichter auch nur gedichtet haben!"

„Nein, nein, der hat gelebt," versicherte sie eifrig.

„Und Sie haben sich wieder verheiratet, trotz des schönen Beispiels von Friederike Brion . . .?"

„Und trotz fare thee well Byrons u. s. w.," ergänzte sie, „ja, ja: auf dem Grabe eines Dichters soll sich die Witwe verbrennen — figürlich zum mindesten!"

„Ich hoffe," sagte Ernst, sich gegen Doktor Schubert verbeugend, „Sie haben die unterlassene Verbrennung nie bereut!"

Die beiden Schuberts lachten. — „Nun aber erkläre mir doch — ich verstehe nicht alles!" rief nun der Gatte.

Sie wandte sich jetzt zu ihrem Manne. „Ist der „Dichter" in Dir nicht gestorben, Hans?" fragte sie mit zärtlichem Ernst. „Nur das habe ich gesagt. Das ist mein lieber, toter Dichter, Herr Doktor, derjenige der Sonnenblumen. Wir haben auf dieser Welt ein glückliches Jenseits gefunden. Uebrigens — sie sprach wieder zu Doktor Schubert — zu meinem Geburtstag besingst Du mich ja noch immer nach allen Regeln der Kunst!"

Herr Schubert meinte, ein klein wenig verstimmt: „Nun, ich kann ja auch das unterlassen."

„Ich weiß nicht, gnädige Frau," sagte jetzt Ernst unwillig, „weshalb Sie Ihr Spiel mit mir getrieben haben. Ich möchte mit Ihrem Herrn Gemahl finden, daß dies kein Gegenstand zum Scherzen ist — ja ich versteige mich zu der Meinung, daß man an Ihrer Seite ein Dichter hätte bleiben können — bleiben sollen!"

„Da haben Sie nicht unrecht, mein Herr — darf ich noch Kollege sagen?" versetzte jetzt Herr Doktor Schubert mit ruhiger Würde. „Aber sehen Sie, gerade aus Liebe zu meiner Frau habe ich den Dichter begraben . . . Wir beide — das heißt: der Dichter und seine Frau litten nämlich bittere Not — sie darbten in des Wortes empfindlichster Bedeutung. Und da sagte sich der Dichter eines Tages: Du mußt es mit der so sehr verachteten Brotarbeit versuchen. Bis dahin hatte ich nämlich — ganz, wie es die Dichter Ihrer Vorstellung thun dürften — nur meiner Phantasie, meiner inneren Welt nachgegeben; alles andere schien mir meiner unwert. Aber, wie gesagt, wir hungerten dabei. Und gerade, daß es meine Frau so tapfer trug, das schnitt mir in die Seele, das rührte mich. Meine Dichtungen hatten meinen Namen immerhin bekannt gemacht. Wenn man auch Gedichte nicht liest, so erfährt man doch von ihnen. Und so fand ich bald die gesuchte Beschäftigung. Ein überaus reiches, vornehmes, konservatives Blatt erteilte mir den Auftrag, die Schlösser der ältesten, deutschen Adelsgeschlechter zu beschreiben und bald hatten wir leidlich zu leben. Es folgten historische Romane und nun haben wir ein gutes Auskommen, sind vollkommen zufrieden. Ich glaube, die heutige Welt hat nur noch ein sehr geringes Bedürfnis nach Versen."

„Wie traurig ist's dann um diese Welt bestellt!" rief Ernst erregt. „Wenn die Poesie nur noch ein Industriezweig wäre, dann scheint sie mir in der That ganz aus dem Leben geschwunden."

Er erhielt nicht gleich Antwort. Das Ehepaar sah einander fragend an. „Ist wirklich die Poesie ganz aus dem Leben geschwunden?" hieß diese Frage. Sie blickten einander tief in die Augen, wie mit wunderbarem, magischem Aufleuchten . . .

Nur zwei, die sich ohne Worte verstehen, sehen einander so an. Und Herr Schubert schüttelte endlich überlegen den Kopf.

„O nein, mein Herr, das glaub' ich nicht! Mir ist oft ganz poetisch zu Mute — wenn ich so an meinem Pulte sitze, freilich nur bei einer Handwerksarbeit, und meine Frau kommt herein und lächelt mich auch nur an und legt leise den Arm um meinen Nacken . . . Oder unser Junge hüpft herein und wünscht mir nur „Guten Morgen" und strahlt mich dabei an aus den Augen seiner Mutter . . . Und die Poesie ist auch bei uns zu Gaste, wenn sie niemand an unserm Tische ahnt. Wir genießen anders als andere, wir erschöpfen den Inhalt auch des einfachsten Geschehnisses tiefer. Ob wir beide leise und heimlich die Wünsche des andern erraten und zu erfüllen streben, oder endlich, ob wir uns in zärtlichem Beobachten von tausend kleinen Regungen in der Seele unseres Jungen finden — immer ist die Poesie bei uns!"

Frau Schubert war rot geworden wie ein junges Mädchen. Leise sagte sie, gleichsam, als wollte sie alles bestätigen, was ihr Gatte angeführt: „Wie oft zieht mich mein Mann an sich und sagt: „So glücklich wie wir, und so ganz eins, können sie alle nicht sein, die andern, die gewöhnlichen Menschen!" Und dann dünken wir uns wirklich etwas Besseres!"

Wieder entstand eine kleine Pause. Dann meinte Doktor Schubert nicht ohne Stolz und Festigkeit: „Die Poesie ist nicht tot — sie kann nicht sterben. Aber die Dichter haben jetzt ein kurzes Leben . . ."

„Das alles ist doch aber sehr traurig," wandte Ernst ganz schüchtern ein.

„Vielleicht für die jungen Dichter," entgegnete Schubert. „Sie sterben jetzt alle jung — fast alle — noch mehr, wie zu Byrons Zeiten, d. h. sie kriechen in eine Redaktion unter und werden brave litterarische Handwerker, wie solche unsere Zeit in Massen braucht. Einzelne unter ihnen werden Hof- und Geheimräte. Manche wählen sich Specialitäten, schreiben kulturhistorische Monographieen; andere graben einen klassischen Dichter aus und leben von seinen Gebeinen. Sie leben — aber die Dichter in ihnen erreichen selten das dreißigste Jahr!"

Ernst hatte sich erhoben, zitternd vor Aufregung — vernichtet.

„So sprechen Sie mir das Todesurteil," sagte er feierlich, „denn ich empfinde poetisch — ich werde das litterarische Handwerk nicht erlernen. Allerdings — über eines bin ich beruhigt: über Ihr Schicksal, gnädige Frau. Es war ein Irrtum meinerseits, den ich zu entschuldigen bitte . . . Ich werde trotzdem nicht aufhören, Sie zu verehren!"

Er verneigte sich, reichte dem kleinen Paul die Hand und ging. Die kleine Scene hatte ihn völlig verwirrt. Sie würde jetzt ihrem Mann seine Verse zeigen — sie waren gut — man würde nicht darüber lachen, aber sie würde sagen: „Derlei hast Du auch gemacht, Alterchen!" Und so würden sie an seinen Versen ihr Flitterwochenglück wieder genießen. Dazu war er gerade gut gewesen.

Planlos rannte er am Strande hin. Der Regen hatte aufgehört, die Nebel hoben sich — leuchtend stand die Abendsonne draußen auf der See . . . Er warf das Abschiedsgedicht an seine Muse ins Wasser.

* * *

Der Vollmond strahlte glänzend vom Himmel, als wäre es dem glücklich vereinten Ehepaar zuliebe. Ernst stand auf der Plattform des Aussichtsturmes, der zum eleganten Restaurant gehörte und genoß den herrlichen Anblick des mondbeglänzten Meeres. Er fühlte sich recht sehr allein, aber nicht in jener stolzen, selbstbewußten Einsamkeit, der er bisweilen seine besten Eingebungen verdankt hatte.

Unwillkürlich nahm er den Krimstecher zur Hand, der zur Benützung für die Gäste bereitlag, und richtete das Glas nach der Gegend der Schubert'schen Villa — und da sah er auch richtig die beiden, eng umschlungen, wie ein junges Liebespaar, am Strande spazieren gehen. Wie hingebend sie sich an ihn schmiegte und wie zärtlich er über ihr Haar strich. Kein Zweifel, sie genossen eine jener seligen Stunden, von denen sie vorhin gesprochen — eine jener Stunden, welche emportragen mit Engelsschwingen über das Alltagsleben. Jenen beiden hatte sich die Poesie des Lebens erschlossen — in der Liebe. Ob auch er so glücklich werden könnte? Selbst wenn er kein berühmter Dichter wurde? —

Heitere Mädchenstimmen, ein munterer Gesang, unterbrach seine Träume. Dort unten promenierte Vieka, Arm in Arm mit einer neugewonnenen Freundin — wenigstens war vor drei Tagen von einer solchen noch keine Rede gewesen. Die jungen Damen amüsierten sich miteinander so gut als sie konnten.

Jetzt wurde die Stimme der Frau Geheimrat laut; sie rief vom Fenster des Speisesaales: „So komme doch endlich zum Essen, Vieka!"

„Ach, der Abend ist zu schön, Mama," erwiderte das junge Mädchen, „ich möchte lieber nicht in den dunstigen Saal."

Mit gedämpfter Stimme, aber doch ärgerlich, entgegnete die Mama: „Welcher Unsinn! Dein Couvert ist bezahlt! Du bist doch auch hungrig!"

„O ja, Mama," erklang es fröhlich zurück, „aber es ist ja hinreichend, wenn Du mir irgend eine Semmel herunterwerfen wolltest!"

„Die Kleine ist ja richtig „ideal" gestimmt," sagte sich der Einsame oben lächelnd; „diese Jugend, diese Heiterkeit, diese Bedürfnislosigkeit, das hat am Ende auch seinen Reiz . . ."

Und er stieg hinunter.

Aber während dessen war ihm schon jemand zuvorgekommen. Der dicke, junge Herr von der Table d'hote, der immer über seinen eigenen Appetit stöhnte. Ach, er wollte so gerne mager werden, und das Essen schmeckte ihm so gut. Es war tragisch. Mit klagender Stimme sagte er immer: „O — ich habe heute wieder fürchterlichen Appetit. Ach — ist das Essen heute wieder gut. Um Gottes willen — Lachs, meine Lieblingsspeise — ich werde wieder zu viel essen!" — Die verkörperte Prosa!

Nein, für diesen Kandidaten der Banting-Kur war die kleine Vieka wirklich zu schade! Uebrigens empfand er jetzt selbst Hunger und sie stiegen nun alle vier die Freitreppe empor zum Speisesaal.

Während Ernst aber den jungen Mädchen folgte, war ihm ganz deutlich zu Mute, als gehöre er zu den Dichtern, die „jung sterben." Wer weiß — vielleicht that es gar nicht so wehe . . .

„Lassen Sie doch den Krätzer stehen!" rief der Geheimrat, als er sah, wie Ernst in seiner Zerstreutheit sich an den sauren Tischwein machen wollte . . . Trinken Sie lieber mit uns ein Glas — auf Ihre Carriere."

Und Vieka stieß mit ihm an . . . Merkwürdig, wie es auch in diesen Augen poesievoll aufleuchten konnte.

Er wollte um sie werben, aber auf der Stelle, schon um die Dichterwitwe ein wenig zu ärgern. Und dann auch, um Vieka die Poesie des Lebens zu erschließen — diese Poesie, die ja überall ist.

Zehn Tage Landwehrmann.

Eine Phantasie von Viktor Band. (Nachdr. verb.)

Zehn Jahre sind's jetzt, daß ich keine „Knarre" mehr in der Hand gehabt, so nennt man im Militärausdruck jenes unheimliche Ding:

Fünf Kilo und ein halbes schwer,
Doch wiegt es jetzt so viel nicht mehr,

jenes Ding, mit dem man nicht spielen soll, da es geladen sein könnt'. Ordre zur Uebung hab' ich in der Zwischenzeit wiederholt bekommen, allein vor dem Geschick, mich mit zweierlei Tuch zu schmücken, hat mich

bisher immer ein hartnäckiges Augenübel — jetzt fehlt mir das passende Wort: schreibe ich „bewahrt", so könnte man annehmen, ich freue mich zu gewissen Zeiten meines Augenübels. Nun, mag sich der Leser das geeignete Wort denken — jeder nach seinem Geschmack.

Also seit zehn Jahren keine Uebung mitgemacht, seit zehn Jahren keine Kasernenluft geatmet, seit zehn Jahren — und mitten hinein in das friedliche Dasein platzt wie eine Bombe die Ordre: Zehn Tage üben!

Es war am Tage der ärztlichen Untersuchung. Ward ich diesmal als gesund befunden, so stand mir die zehntägige Uebung bevor, als deren schlimmste Zuthat mir das Schlafen in der Kaserne auf hartem Bett mit allem Zubehör erschien. Ob da überhaupt noch von einem wirklichen Schlafen die Rede sein könnte? Das schien mir sehr fraglich und so beschloß ich denn, wenigstens daheim noch einmal ordentlich auszuschlafen. Ich machte mir's auf dem Sofa bequem, zog die weiche Decke bis zum Kinn herauf und schloß die Augen. Nach wenigen Minuten schon war ich fest eingeschlafen.

Was nur so mancher, der bereits die Uebung überstanden hatte, mit seinen Schauer-Erzählungen beabsichtigt haben mochte? Es war doch schön während der Uebung. So schön, daß ich die Stelle aus der „Weißen Dame": „Ha, welche Lust Soldat zu sein!" den ganzen Tag über vor mich hin trällerte. Doch, ich will nicht vorgreifen, sondern hübsch der Reihe nach erzählen.

Also: Gegen elf Uhr morgens hatten wir Landwehrleute uns auf dem Bahnhof einzufinden, um nach dem Ort der Bestimmung befördert zu werden. Der Major hatte allerdings gewünscht, wir möchten bereits um neun Uhr erscheinen, allein der Feldwebel meinte, dieser oder jener der Herren Landwehrmänner möchte an ein spätes Aufstehen gewöhnt sein, ein plötzlicher Bruch mit den alten Gepflogenheiten dürfte aber bei den mannigfach vertretenen „starken" Herren von üblen Folgen begleitet sein, und überdies kämen wir ja immer noch zeitig genug, wenn wir ein paar Stunden später führen; und so war's denn bei der Verabredung „elf Uhr" geblieben.

Pünktlich ein Viertel auf zwölf Uhr waren wir sämtlich zur Stelle. Im Wartesaal erster und zweiter Klasse, der für alle Civilisten, mit Ausnahme der sehr zahlreich erschienenen Angehörigen der Landwehrmänner, abgesperrt war, versammelten wir uns. Nachdem wir uns den anwesenden Offizieren vorgestellt, uns auch mit den Unteroffizieren und unter einander bekannt gemacht hatten — mittlerweile war es drei Viertel auf zwölf geworden — ergriff der dem Range nach höchste Offizier, ein jovialer, graubärtiger Major mit einem strammen Bäuchelchen, das Wort zu einer Ansprache etwa folgenden Inhalts:

„Verehrte Anwesende! Meine Damen! Liebe Kinder! Kameraden! Die Stunde der Trennung ist gekommen. Gern hätte ich sie noch länger hinausgeschoben, allein die Pflicht ruft. Lassen wir uns den Abschied nicht so sehr zu Herzen gehen, sind es doch nur wenige Tage, die wir uns dem Dienste fürs Vaterland zu widmen haben. Ihnen, meine verehrten Damen, rufe ich tröstend zu: ich werde über Ihre Männer wachen, wie Sie es nicht besser könnten; wie das Mutterauge sorgend jedes Ungemach von den lieben Kleinen abzuwenden bestrebt ist, so werde ich allezeit bemüht sein, Ihre Männer auch vor dem leisesten Fehltritt zu bewahren. Ihr, lieben Kleinen, seid ja am leichtesten zu trösten. Euch verspreche ich, daß Vater euch etwas heimbringen wird: für jedes seiner Kinderchen ein kleines, allerliebstes Kommißbrot, aus schönem weißen Weizenmehl gebacken, mit Rosinen und süßem Citronat, und bestreut mit Zucker und Zimmt. Und endlich ihr, Kameraden, ihr braucht kein Versprechen von mir; ihr werdet ja mit eigenen Augen sehen, was für ein Sorger ich euch sein werde während der Zeit unseres Beisammenseins. Um den Abschied brauchen wir uns also alle nicht zu sorgen, hoffen wir nur, daß auch das Wiedersehen ein freudiges, ungetrübtes sein möge!"

Ich konnte nicht umhin, dem freundlichen alten Herrn mit einigen Worten zu danken und die Versammelten aufzufordern, auf den Major ein Hoch auszubringen, in das alle voller Begeisterung einstimmten. Ein anderer Landwehrmann ließ die anwesenden Unteroffiziere leben, danach ging's ans Abschiednehmen von den Angehörigen. Auch dies war bald ohne Zwischenfall erledigt; dann begaben wir uns nach dem bereitstehenden Zuge, stiegen in unsere Coupés — lauter Coupés erster und zweiter Klasse, ein schriller Pfiff der Lokomotive und fort ging's, unserm Bestimmungsorte zu. — Ich sah nach der Uhr, als sich der Zug in Bewegung setzte; es war halb ein Uhr.

Es war ein von herrlichen alten, schattenspendenden Bäumen umgebener Platz, wo wir uns zusammenfanden. Es verstrich kaum eine halbe Stunde, als wir vollzählig beisammen waren. Der Major hatte uns bereits erwartet. Er stand mitten auf dem Platze, ein neues Gewehr in der Hand, und wir stellten uns in einem Kreise um ihn auf und lauschten seinen Worten, mit denen er uns in die Geheimnisse der neuesten Schußwaffe einweihte und die wenigen „Griffe" erklärte. Das war in etwa zwanzig Minuten geschehen. Danach wurden wir wieder entlassen, mit der Bitte, uns das Gewehr, das uns demnächst übergeben werden würde, recht genau anzusehen, damit wir am nächsten Tage im stande seien, gut und sicher zu schießen.

Was aber nun den ganzen geschlagenen Tag anfangen? Wir schlugen die Zeit tot, so gut es eben gehen wollte. Die einen nahmen die Sehenswürdigkeiten der Stadt in Augenschein, andere vergnügten sich in dem zum Kasino gehörigen Billardsaal, wieder andere eröffneten im Saal eine feucht-fröhliche Kneiptafel — kurz, die Zeit ward eben hingebracht, bis uns spät am Abend die Müdigkeit aufs Lager warf.

Das neue Gewehr ist doch nicht zu verachten, das hatten wir am nächsten Tag beim Schießen zu beachten Gelegenheit. Auf den Vorschlag, der aus unserer Mitte heraus gemacht wurde, das Geschoß auf seine Durchschlagskraft hin zu prüfen — es soll nämlich sechs hinter einander aufgestellte Soldaten durchschlagen — wurde nun freilich nicht eingegangen, aber seine Treffsicherheit lernten wir zur Genüge kennen. Man braucht nämlich nur richtig zu zielen, beim Abdrücken dann nicht das Gewehr aus der Lage zu bringen, und der Schuß sitzt.

Der Rest dieses Tages, von elf Uhr morgens ab, gehörte wieder uns. Am nächsten Tage ward ein wenig marschiert, an einem weiteren ward in der Kompagnie exerziert, am nächsten im Bataillon, dann erlöste uns ein Sonntag vom Dienst, am Montag ward abermals geschossen, und den Schluß unserer Uebung sollte die Vorstellung vor dem Obersten bilden. Ob wohl alles klappen würde? Das war unsere Sorge; Doch weshalb daran zweifeln? War doch bis jetzt alles wieder gut abgelaufen und zur Zufriedenheit des Majors.

Doch mit des Geschickes Mächten ist bekanntlich nicht gut Kirschen essen. Die Vorstellung drohte vollständig in die Brüche zu gehen. Und zwar sollte ich der Unglücksmensch sein, der an dem Mißlingen schuld war. Wir standen bereits in Reih und Glied. Die Richtung war eine vorzügliche. Der Major ritt dem heransprengenden Oberst entgegen, um die vorschriftsmäßige Meldung zu machen. Wie aus Stein gehauen standen wir Landwehrmänner da. Da plötzlich merke ich, daß ich mein Gewehr nicht habe. Entsetzt blicke ich um mich, dabei fällt mir der Helm vom Kopf. Der Hauptmann sieht das. Er raunt mir leise zu: „Ich bitte Sie um alles in der Welt, stehen Sie doch still!" Allein ich beachte die freundliche Ermahnung nicht. Ich bin außer mir, denn ich kann doch nicht barhäuptig und ohne Gewehr in Reih und Glied stehen. „Mein Gewehr! Mein Gewehr!" Verzweiflungsvoll rufe ich es aus.

* * *

„Aber Mann, was hast Du nur! Komme doch zu Dir! Wach doch auf! Du träumst ja so schwer und stöhnst, daß es einen Stein erbarmen kann!"

Ich blicke verwirrt um mich und sehe meine Frau vor mir stehen. „Wo bin ich denn? Wo ist mein Gewehr?" frage ich, mich erstaunt aufrichtend.

„Dein Gewehr? Nun, so warte doch gefälligst, bis Du eines bekommst, oder kannst Du die Zeit gar nicht erwarten, daß Du gedrillt wirst? Du warst doch sonst nicht so versessen aufs Dienen!"

Jetzt endlich ward mir meine Situation klar. Ich hatte mich niedergelegt, um vor der ärztlichen Untersuchung erst noch einmal tüchtig auszuschlafen, und hatte bereits eine ganze zehntägige Uebung hinter mir, allerdings nur — geträumt. — — Es war die höchste Zeit, daß mich meine Frau weckte, denn bis zu der in der Ordre angegebenen Stunde fehlten nur etwa noch fünfundzwanzig Minuten. Aber ich kam doch noch zur rechten Zeit auf dem Gestellungsplatz an.

Ein so schneidiges „Still gestanden", wie ich es jetzt in der Wirklichkeit zu hören bekam, hatte ich während der ganzen zehntägigen Uebung, die ich auf dem Sofa durchgeträumt, nicht wahrgenommen. Auch Worte wie „Herren" und „Kameraden" drangen hier nicht an mein Ohr. Das war alles die nackte Wirklichkeit, wie sie jedermann im deutschen Reiche bekannt ist. Auch die Worte: „Ha, welche Lust Soldat zu sein," schwirrten mir nicht mehr durch den Kopf, wohl aber beschäftigte ich mich angelegentlichst mit der Frage: „Wird dich dein Augenübel auch diesmal wieder vor einer Uebung ... bewahren?" Jawohl, das war das Wort, das mir durch den Kopf ging — bewahren! Denn so schön, wie's in der geträumten Uebung war, wär's ja in Wirklichkeit doch lange, lange nicht geworden.

Und — ich ward bewahrt. Da trällerte ich denn auch wieder auf dem Heimweg vor mich hin: „Ha, welche Lust Soldat zu sein!"



Ansicht von Sigmaringen. Sigmaringen steht auf römischem Boden. Die ganze Gegend ist von römischen Straßen vielfach durchzogen, und auf der Höhe über dem Fluß unterhalb Kloster Hedingen stand ein großes Lager, das reiche Funde ergab. Der Hauptturm des Schlosses selbst soll auf römischen Grundlagen ruhen, und der Kunstbau ist über einer Stätte nachgewiesener römischer Altertümer errichtet. Von dem Erbauer Sigmar ist keine Spur geblieben. Im Jahre 1534 kam die Burg an die Grafen von Zollern, woher das jeweilige Haupt des Hauses (seit dem Erlöschen der Hechinger Linie i. J. 1869) heute noch den Namen: Fürst von Hohenzollern führt. 1623 wurde es Hauptstadt des neuen Reichsfürstentums Hohenzollern-Sigmaringen. Durch die Vereinigung der beiden Fürstentümer mit Preußen bekam die Stadt den Regierungssitz, ohne deswegen ihr vorwiegend fürstliches Gepräge einzubüßen, wie denn ihr eigentlicher Aufschwung erst aus dem Anfang der siebziger Jahre stammt, wo der treffliche Fürst Karl Anton wieder seinen ständigen Aufenthalt in Sigmaringen gewonnen hatte. Die Stadt, an der Donau gelegen, zählt gegenwärtig 4200 meist katholische Einwohner, die sich hauptsächlich

vom Ackerbau nähren. Außer der sehenswerten katholischen Kirche hat der Ort verhältnismäßig viele stattliche Gebäude, wie das Ständehaus, die Regierung, den Prinzenbau, die vom Fürsten Karl Anton aufgeführt sind. Auf einem an der Donau steil aufsteigenden Felsen erhebt sich das überaus malerische Schloß, dessen Baugeschichte wenig aufgehellt ist. Der Hauptbau aus dem Ende des 15. Jahrhunderts stammt von den Werdenbergern; doch ward die Nordseite in ihrer Einfachheit erst nach dem dreißigjährigen Kriege, wo sie von den Schweden zerstört worden war, wieder aufgerichtet. Aus der letzten Bauzeit rühren hauptsächlich Speisesaal, Marstall, Kunstbau und der alles überragende Wasserturm, der sich 76 Meter über den Donauspiegel (dieser 560 Meter ü. M.) erhebt, und dem das Wasser durch eine Druckpumpe am Brenzkofer Berg zugeführt wird. Die Erzstatue des Bauherren, des treuen Freundes Kaiser Wilhelms I., charaktervoll von Donndorf modelliert, begrüßt uns im Aufgang zum Schloß an passender Stelle. Die reichen Sammlungen im Innern des Schlosses enthalten Gemälde, Skulpturen, Waffen, deutsche Altertümer und eine große Bibliothek mit seltenen Büchern, Inkunabeln und Manuskripten. St.

Vor der Sennhütte. Dem Reisenden in der Schweiz ist gegenwärtig jede Bequemlichkeit geboten und selbst an weniger besuchten Punkten findet der Fremde einen gewissen Komfort, der ihn oft in Erstaunen setzt. Pferde, Maultiere, Führer und Träger sind fast überall zu haben; häufig finden wir die Zahnradbahn, die uns ohne Anstrengung und Gefahr nach dem Gipfel des Berges bringt. Von den weiblichen Touristen wird mit besonderer Vorliebe das Maultier benützt, soweit die Benützung eines solchen Tieres möglich ist. Besonders in den südlichen und südwestlichen Kantonen bedienen sich Frauen und Mädchen des Maultieres als Beförderungsmittel. Im Chamounythal, nach der Flegére oder dem Montanwert, können wir ganzen Kavalkaden mit weiblichen Reitern begegnen. — Unser Bild stellt eine solche weibliche Kavalleristin mit ihrem Führer, der sein geduldiges Maultier an dem Gängelbande hält, vor einer Sennhütte am Montanwert, dar. Die kühne Touristin, eine Tochter des sonnigen Italiens, will den Montblanc mit seinen gewaltigen Schneefeldern in der Nähe betrachten, wozu sich, von hier aus, die beste Gelegenheit bietet. Bei der Sennhütte stärkt sich die Touristin noch mit einer Schale Milch und dann geht es weiter, sich dem Rücken des geduldigen Tieres ruhig anvertrauend. St.

Ihr Lieblingslied. Wiederum ein Beweis für die Richtigkeit des ewigen Gesetzes: daß Gott die Liebe ist und daß die Liebe die Welt regiert. Was schon tausende von Dichtern besungen haben, es zeigt sich in allen Menschenschichten, im Palast wie in der Hütte, wo Menschen wahrhaft glücklich sind, da sind sie es nur durch die Liebe. Ihre Macht wird allen gerecht, in allen Tonarten und Stimmungen weiß sie die Saiten in den Seelen anzuschlagen, bald zart und fein, bald derb und ungeschlacht. Der schlichte oberländische Bauer, der seiner Geliebten ihr Leiblied auf der Schlagzither vorspielt und die grobkörnigen Worte dazu aus rauher Kehle bringt, ist mit ihr nicht weniger glücklich als ein zartgestimmter Liebhaber mit seiner ätherischen Donna. Sie freuen sich wie sie's verstehen, aber sicher trifft auch bei ihnen im einfachen Stübchen das Wort zu: „Wo man singt, da laß Dich ruhig nieder! Böse Menschen haben keine Lieder."



Herzhaft in jeder Hinsicht.

Geck: „Wollte eigentlich eine Treppe höher; macht aber nichts. Bin gern bereit, Ihnen diesen reizenden Irrtum öfter zu wiederholen, wenn angenehm."
Zofe: „Ja, dann bitte ich aber in den ersten Morgenstunden zu kommen."
Geck: „Aha, verstehe, wegen schützender Dämmerung?"
Zofe: „Das nicht, aber später ist dann der Hausbursche für die gröberen Arbeiten nicht mehr da.



In der Augenklinik. „Na, haben Sie meine Verordnung, die Augen täglich mit Franzbranntwein einzureiben, auch befolgt?" — „Ick bitt' Ihnen, Herr Professor, Sie müssen mich 'ne andre Medizin verschreiben, den verflixten Schnaps bring ick nie beim Maul vorbei und zu die Augen ruff!"

Zerstreut. „Herr Chef, eben war ihr Dienstmädchen hier, es ist zu Hause bei Ihnen ein kleiner Junge angekommen!" — „Ist gut, tragen Sie ihn in das Fakturenbuch ein!"

Descartes, der berühmte Philosoph, (gest. 1650) war in seiner Jugend Soldat. Während er in Holland die Waffen trug, war einst in den Straßen von Breda ein mathematisches Problem angeschlagen. Unbekannt mit der Sprache, bat er einen Mann, der neben ihm stand, ihm den Anschlag zu erklären. Dieser Mann war der Urheber des Problems, Professor Beecmann, er lächelte über den jungen Offizier, und ward sehr überrascht, als dieser den Morgen darauf das Problem gelöst hatte. K. St.

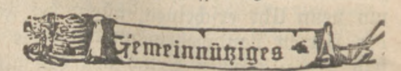
Bei Hofe. Als Feldmarschall Suwarow zum ersten Male vom Heere an den Hof nach Petersburg kam, begegnete ihm auf einem der Gänge ein Stubenheizer. Diesem reichte Suwarow die Hand und umarmte ihn sogar mit vielen Ceremonien, indem er sich seiner Freundschaft empfahl. „Hier bin ich bei Hofe," sagte er dann zu den Umstehenden, und man hat mir gesagt, da könne einem auch der Geringste schaden; also ist es gut, Jeden zum Freunde zu haben. K.

Eine Schenkung. Am 5. Oktober 1021 schenkte der Kaiser Heinich II. die Stadt Leipzig dem Stift Merseburg, indem er in der lateinischen Schenkungs-Urkunde ausdrücklich sagt: „Wir schenken der Merseburger Kirche eine Stadt, Lipsk genannt, zwischen den Flüssen Alestra, Plisna und Parda gelegen, mit allem Zugehör." St.

Poetische Uebersicht. Ein Geistlicher im Brandenburgischen hatte mehrere Male um Verbesserung seines Einkommens nachgesucht, wurde indeß stets abschlägig beschieden. Als Belag, wie wenig die Pfarre an Amtseinkünften ihm eintrug, sandte er nun an die Behörde eine Uebersicht der im letzten Jahre in seiner Gemeinde vorgekommenen Amtshandlungen, in poetischer Form, wie folgt:

„Geboren: Eins (Kind),
Und das war meins;
Gestorben: Keins.
Getraut: Ein Paar,
Worunter des Küsters Tochter war."

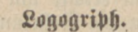
Dies wirkte. Der Pfarrer erhielt die erbetene Verbesserung. N.



Zur Blutstillung bei Wunden soll man stets ein Heftpflaster im Hause haben, es schließt die Wunde und hält die Luft ab; ist in jeder Apotheke billig zu haben. Ebenso sollte ein Fläschchen mit Arnica-Tinktur in keinem Hause fehlen; ein Fläschchen für 10 Pfennig reicht lange Zeit.

Keller von Kohlensäure zu reinigen. Es kommt noch häufig vor, daß Personen, die unvorsichtigerweise Keller betreten, in denen Weine u. dergl. vergähren, dem Erstickungstode anheimfallen. — Um die Keller zu reinigen, läßt man in einem Drahtkorb glühende Kohlen hinab. Zwar verlöschen dieselben, saugen aber binnen 24 Stunden das Fünfunddreißigfache ihres Umfanges an Kohlensäure ein. Mit dem Herablassen glühender Kohlen fährt man so lange fort, bis die Luft gereinigt ist.

Pflügen vor Winter. Der frisch gepflügte, in rauher Furche den Winter über dem Einfluß der atmospärischen Luft ausgesetzte Boden wird zersetzt. Dadurch wird neue Pflanzennahrung gebildet. — Nicht blos die physikalischen Kräfte der Luft wirken zersetzend auf den Boden, sondern auch Frost, Wärme und Licht. — Durch die Niederschläge wird der Boden an Nährstoffen, wie Stickstoff, Ammoniak, Salpetersäure u. s. w. bereichert. — Schwerer Thonboden, im Herbst gepflügt, wird den Winter hindurch vom Frost gelockert und gemürbt, wie es keine Handarbeit zu thun im stande ist. — Das Pflügen vor Winter kann ohne Schaden sehr tief geschehen, was in anderen Jahreszeiten nicht zutrifft. Dadurch wird das Pflanzenwachstum gefördert und der Feuchtigkeitsgehalt des Bodens geregelt. — Bei tief gelockertem Boden wirkt die Luft und ihre Temperatur viel intensiver, indem die Bodenbestandteile zersetzt, der Dünger und die Pflanzenrückstände aufgelöst werden. — Durch das Herbstpflügen wird es möglich gemacht, die Einsaat im darauffolgenden Frühjahr früher, rascher, überhaupt im richtigen Momente auszuführen. — Bei günstiger Witterung läßt sich nach den dringendsten Herbstarbeiten das Pflügen bis in den Winter hinein fortsetzen. Dadurch finden die Arbeitskräfte eine angemessene nützliche Verwendung. — Frischer Stallmist erleidet am wenigsten Verluste, wird also am besten ausgenützt, wenn er sobald wie möglich untergepflügt wird; also besser im Herbst noch in den Boden gebracht, als ihn noch ein halbes Jahr auf dem Haufen lassen. — Am besten wirkt das Herbstpflügen auf alle gebundenen, tiefgründigen, humusreichen Böden. — Diesen günstigen Einflüssen bleibt nicht umgebrochener Boden den Winter hindurch — also monatelang — verschlossen. (Bernische Blätter f. Landw.)



Logogriph.

Mit einem L bringt's Wunden schwer
Und dienet jederzeit zur Wehr.
Setzest du aber W daran,
Ein ekelhaftes Tier ist's dann. J. F.

Auflösungen aus voriger Nummer:

der arithmetischen Aufgabe: der Mann dreißig Jahre, die Frau achtundzwanzig Jahre; — des Homonyms: Schnitt; — des Logogriphs: Purpur.

Redaktion von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.